

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 6 (1902-1903)

Heft: 10

Artikel: Eine Winterfahrt im Sommer [Schluss folgt]

Autor: Keller, J.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667489>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Wintersfahrt im Sommer.

Von F. Keller, Pfarrer in Wattwil.

Als einmal eine Schule eine Reise machte und unter großem Jubel der Kinderschar über einen See fuhr, da stand ein Kind mit gesenktem Kopf im Hintergrund; wehmütig schaute es in die spielenden Wellen. Mitleidsvoll erkundigte sich der Lehrer nach dem Grund seiner Verstimmung und erhielt die Antwort: Ich muß sinnen an den Aufsatz, den wir nachher zu machen haben über die Reise. Ja, das ist's, was vielen die schönste Tour verdächtigt: sie müssen sinnen an die Berichterstattung, welche nachher von Stapel gelassen werden soll, sei es, daß die Pflicht es verlangt, sei es, daß einer überhaupt gerne einmal von sich selber reden möchte. Ich muß Ihnen allerdings von vornherein erklären, daß ich auf meiner Wintersfahrt im Sommer nicht jenem Schulkind glich; daß ich mich weder durch die Pflicht noch durch den Ehrenpunkt gebunden fühlte. Man mag mich tadeln, aber ich genieße die Natur ungefähr so: ich stehe hin, wo die Rundsicht am freisten ist, und trinke, trinke die ganze wunderbare Pracht; ich frage nicht wie dieser und wie jener Berg heiße, es wundert mich wenig, wie das Tal dort hinten sich nenne; meine Karte las ich ruhig in ihren Falten, man kann mich sehen, wie ich, die Hände in der Tasche, völlig aufgehe im staunenden Betrachten dessen, was mich umgibt. Nicht ich habe die Natur, die Natur hat mich; sie spielt auf den Tasten meines Gemüts Akkorde, deren ich mir selbst nicht bewußt werde, die ich nur ahne. Ich kann mir noch jede Zacke, jeden Schneewall genau vorstellen, wie er aussieht, aber fragen Sie nicht allzuviel nach Bergspitzen und Hochtälern — ich habe nicht an den Aufsatz gedacht. Aber an jene beiden Toggenburgerfrauen hab' ich gedacht, welche unlängst auf den Rigi fuhren, und von Zürich weg beständig mit dem Notizbuch in der Hand den Konditeur des Eisenbahnzuges bestürmten, was dies und jenes für eine Station sei, um sie flugs in ihr Büchlein einzutragen, ohne selber auch nur einen Blick hinaus zu werfen.

Nun, wo soll ich anfangen mit dem Erzählen? Ich denke ungefähr dort, wo den meisten von Ihnen die Welt anfängt etwas unbekannt zu werden, sagen wir einmal in Luzern. Aus der Bahnhalle herausstretend, mußte ich im Anblick der weißschimmernden Häuserreihen längs des granit'nen Quais, sowie der glitzernden Wellen und Wellchen des sonnenbeleuchteten Sees an die volkstümliche Version denken: Luzern, die Leuchtenstadt, so sehr Sprachkritiker diesen Namen verhöhnen. Mein zweiter Blick fiel auf die dem Bahnhof benachbarte, alte Schützenfesthütte. Der Zeiger der mittelalterlichen Uhr wies immer noch auf $\frac{1}{4}$ 12 Uhr, genau wie letztes Jahr, da ich dort vorbeiging. Und doch ist der Zeiger voraus gegangen; in der Festhalle hat unterdessen ein Kriegs- und Friedensmuseum Platz gefunden. Ich war just ein paar Tage zu früh, um die Einweihung mit anzusehen. Ein russischer Hofrat v. Bloch hatte die glückliche Idee, die Schlag-, Schuß- und Mordwaffen aller Zeiten in ihrer geschichtlichen Entwicklung hier auszustellen, um dadurch jeden Besucher zu überzeugen von der Unmenschlichkeit der Kriegsführung. All' die Kanonen und Mitrailleusen und Kartätschen sollten stumme Prediger werden für die Wohltätigkeit des Völkerfriedens. Die Idee ist originell und die Schweiz darf sich freuen, auf ihrem Boden dies Denkmal der Humanität stehen zu sehen. Soll ich Ihnen von Luzern weiter erzählen? Vielleicht, wie ich geschlafen habe? Nun, ich kann Ihnen nur raten, beziehen Sie Ihr Quartier nie in der Nähe einer Kaserne. Ich logierte mich ein in einem Hotel vis-à-vis des Soldatenhauses, in der Erwartung, es werde da hübsch still sein, die Vaterlandsverteidiger müßten ja um 9 Uhr ins Bett. Aber wer sagt denn, daß nicht gerade in dieser Nacht dem Platzkommandanten einfalle, zur Übung einmal einen Generalmarsch schlagen zu lassen? Horch, mitten in der Nacht rasselt es durch die Straße, am Fenster vorbei, und Tambouren wirbeln, und Pferdehufe wiederhallen, und vorbei ist's mit dem schönen Schlaf; nur eine kurze Strecke noch trägt mich die Müdig-

zeit hinaus auf die seichten Wasser des Schlummers. Aber darin wimmelt es von allen möglichen Träumereien: da steh' ich wehrlos, halbangekleidet auf weiter Flur; die Feinde kommen, ich will fliehen und kann nicht, und die Feinde schießen; Schweiß fließt von des Schläfers Stirn; endlich — welche Erlösung — erwache ich, als mir eben der Huf eines Pferdes den Nacken tritt.

Aber ich soll Ihnen ja nicht von meinem Träumen erzählen, sondern von meinem Wachen. Und doch ist das, was ich jetzt weiter sehe, wieder nur ein großer Traum. Schon zum soundsovielten Mal hab' ich den Vierwaldstättersee durchfahren und jedesmal erscheint er mir schöner, entzückender, feenhafter. Da liegt er wie ein riesiger Polyp mit seinen sieben Armen. Man fährt in den Arm hinein: rings die himmelanstrebenden Berge bald als nackte Felsen, bald als steile Halden mit Tannen bewachsen, darüber die schneeglänzenden Firnen des Hochgebirgs. Und während man staunt, hat das Schiff einen Bogen gemacht, und durch eine vorher kaum sichtbare Lücke geht es in einen andern Arm hinaus; eine neue Welt tut sich auf: neue Berge, neue Ufer, neue Dörfer und Weiler, bald im Grün der Wiesen gelagert, bald im Dickicht von Kastanienhainen versteckt. Und so ist's, als werde einem das Schiff zu einem großen Panorama mit wechselnden Bildern. Und wenn's ein klarer Sommermorgen ist, dann kommt wie ein überirdischer Zauber, die Beleuchtung dazu: da glitzert alles in sonniger Verklärung, dort wirft ein Bergkegel seinen blauen Schatten dazwischen, und so ist's, als ob Himmel und Erde einander helfen, diesen Fleck Erde, der uns schon um seiner Geschichte willen so teuer ist, uns auch rein äußerlich lieb zu machen.

Flüelen ist erreicht. Die Uhr weist 2 Stunden später als bei der Abfahrt in Luzern. Rasch ein paar Orangen in die Tasche zur Kühlung in den Schwätzkästen, in die wir nun einsteigen müssen. Da rast er ja schon daher, der schöne Gotthardzug. Die Eisenbahnzüge lassen mich sonst ziemlich kalt; es ist doch einer wie der andere. Aber wenn ich vor einem Gotthardzug stehe, dann steigt jedesmal etwas von jenem Ehrfurchtsgefühl auf, das einst als Kind mich erfüllte beim Anblick der ersten Eisenbahn. Diese Riesenmaschinen von Lokomotiven, hinter ihnen die modernsten Schlafwagen mit allem Komfort, die Speisewagen mit ihren elegant gedeckten Tischen und nicht zu vergessen, die flotten Bahnbeamten, meist schön gewachsene, stramme, intelligent aussehende Männer. Ich glaube, wenn ein Ausländer die Schweizer nur als Kondukteure der Gotthardbahn kennen lernt, so muß er den Eindruck mit Heim tragen; die Schweizer sind doch flotte, schöne, geweckte Leute. Wenn man nur endlich auch einmal den Fremden einen bessern Eindruck schaffen könnte von unsern Semmerinnen, welche auf Ansichtskarten recht schön gemalt und in Liedern recht lieblich besungen werden, aber in Natura dem Idealisten oft eine bittere Enttäuschung bereiten. Ich könnte Ihnen auch von solchen Enttäuschungen reden, aber ich will Ihnen ja von der Reise erzählen. Die Bahnfahrt ging bis nach Göschenen, dem Eingangstor zu dem großen, 25 Minuten langen Gotthardtunnel. Wenig lobenswerte Ordnung und Reinlichkeit erinnern schon recht an den italienischen Typus, dem wir jenseits des Berges auf Schritt und Tritt begegnen, wie denn auch bei den Einwohnern schwer zu unterscheiden ist, was diesseits und was jenseits gewachsen ist. Unseres Bleibens ist hier nicht lange. Höher in die Berge hinauf geht unser Ziel, durch die Schöllenenschlucht auf staubiger Poststraße langsam, in beständigem Zickzack hinauf über die neue Teufelsbrücke, welche hart neben und über der alten, zerfallenen sich wölbt. Ob die Leute einst meinten, wer diese Brücke bauen konnte, der müsse übernatürliche Kraft besessen, der müsse mit dem Teufel im Bund gestanden haben? Da tost und schäumt, über mächtige Felsen stürzend, der Reußfall, weit über die Brücke seinen weißen Gischt werfend. Und unmittelbar unter dem Sturz dieses Wasserfalles hatten die Alten, noch ungeübt in den Mitteln der modernen Technik, eine Steinbrücke gebaut: die alte Teufelsbrücke. Hoch oben an der Felswand grinst noch die gemalte Fraze des



Kehren bei Wassen.

Runse herab soll vor 100 Jahren der greise Feldherr Suwaroff mit seiner russischen Armee gestiegen sein. Aus toten Soldaten habe er sich eine Brücke über den Fluß gebaut. Aber mit den Übriggebliebenen kam er eben noch recht, um die Franzosen aus dem Urnerland zu vertreiben — fürwahr, ein mehr als kühnes Soldatenstücklein. Unweit von dieser denkwürdigen Stätte ist denn auch ein mächtiges, haushohes, griechisches Kreuz aus dem Felsen gehauen, darauf ein Lorbeerkrantz von Kupfer ruht, unter welchem die Inschrift steht: „Den tapfern Mitkämpfern des Generalfeldmarschalls Fürsten Suwaroff!“

Teufels, dem der Aberglauben und wohl auch die Erfindungsgabe der Bergführer hier solchen Tribut darbrachten.

Wahrhaftig, wenn ich Anlagen hätte, an eine Höllengewalt zu glauben, hier müßte der Glauben Nahrung finden. Denn weiter oben, an der gegenüberliegenden Felswand zeigt man uns eine schmale Runse, hie und da von einem Büschel Gras bewachsen.

In schwundender Höhe beginnt sie, daß ihr Anfang fast in den Wolken sich verliert, und ihr Lauf sich steil hinunter stürzt in die schäumende Reuß.

Durch diese

Als unsichtbare Wacht über diesen beiden Denkmälern der Menschenkunst und des Menschenwillens, der Teufelsbrücke und dem Suvaroff-Denkmal stehen, die Festungen des Bätzberg. Schon die Teufelsbrücke trägt in ihrem Leib wohl einige Kilo Dynamit zum letzten Gruß dem bösen Feind, der es wagen sollte, uns die Berge zu nehmen. Den ersten Gruß scheint ein mächtiges Eisentor zu bilden, das wenige Schritte unterhalb der Brücke die ganze Poststraße, und damit auch das ganze Tal abschließt. In gewaltigen Angeln läuft es und ist zur Friedenszeit an die Felswand gelehnt. Zwischen Tor und Brücke führt ein Tunnel in den Berg und auf verschlungenen, dem Uneingeweihten natürlich unbekannten Wegen hinauf zur Festung. Ich muß gesteh'n, je höher ich da hinaufschritt dieses wunderbare Tal der Schöllenen, umso mehr trat das Staunen vor der Natur zurück, vor der Bewunderung der Festigkeit und militärischen Sicherheit unseres Landes, und ich bekenne, da war durchaus nichts von jenem andern Gefühl: schade um die Millionen, die da verschwendet werden. Überall, hinter Felsblöcken versteckt, liegen die grauen, niedern, kaum 2 Meter hohen Munitionsmagazine, manche mit Staketenumzäunung — diese sollen Dynamit enthalten. „Lieb Vaterland kaufst ruhig sein!“ so hätte man da singen, nein jubeln mögen.

„Dann öffnet sich schwarz ein schauriges Tor“, das sogenannte Urnerloch, das Weltwunder des vorigen Jahrhunderts. Ich passiere es, nicht ohne eine stille Enttäuschung im Anblick der Gallerie, deren Kürze in keinem Verhältnis steht zur Größe ihres weitklingenden Namens; aber so undankbar ist der Mensch; da ist er einmal durch den 15000 Meter langen Gotthardtunnel gefahren und seither ist ihm ein Loch von nur 65 Meter zu unbedeutend. Ich trete heraus und bin staunend überrascht von der plötzlich verwandelten Szene. Da liegt die weite, ebene Wiesenfläche mit Andermatt, dem stillen, einfachen Dörfchen. Doch nein, was sind das für zwei überragende Gebäude mit den langen Fensterreihen, und weht nicht die eidgenössische Fahne darauf? Das eine lehnt gegen Westen an den Berg an; es ist die Kaserne für die Festungstruppen. Ungefähr 350 Meter sollen die Räume sich in den Berg hinein erstrecken und ausgestattet sein mit allem möglichem Komfort, Salons und prächtigen Schlafzimmern für Offiziere und Soldaten. Eine kleine Besatzung liegt das ganze Jahr hier oben, um die Geschütze rein zu halten und den Wachtdienst zu besorgen. Im Sommer kommt Verstärkung, indem die Forts zum Schutz gegen die Neugierigen und wohl auch zur Repräsentation Wachtposten aufstellen, die mit aufgepflanztem Bajonet und scharfgeladenem Gewehr beständig patrouillieren. Das andere, dem Dorf näherstehende Staatsgebäude, das uns sofort in die Augen springt, ist die Infanteriekaserne. Eine Rekrutenschule war eben daran, auf der weiten Wiese im Gewehranschlagen und Zielen sich zu üben. Es ist eine wunderbare Welt hier oben: eine Hochebene, ein braunes Dorf in der Mitte und ringsum schneeige Berge. Links hinauf geht's über den Oberalppass nach dem Kanton Graubünden, gradaus über den Gotthard nach Italien und in der gleichen Richtung, mit Abzweigung in Hospental, über die Furka ins Wallis. Und da droben zwei Kasernen, und ein Gewimmel von Militär, 1444 Meter über Meer. Ich steige in einem Hotel ab; Bergluft macht Hunger. Aber was sind das für wunderliche Kurgäste, mit glutroten Gesichtern die einen, mit bleichen, totenfarbenen die andern? Der Wirt erklärt mir, das wären die beständigen Kurgäste von Andermatt im Frühling, wenn im Tal die Gräser der Wiesen blüh'n, die Heusieberkranken. Wenn wir auch den Monat schon überschritten haben, so ist hier doch weit und breit noch alles gelb und braun und schwarz. Raum ist da und dort ein erstes Grün sichtbar, und zahlreiche morastige Überreste von Lawinen zeugen von Schreckensaugenblicken des vergangenen Winters.

Aber was ist dieses Heusieber? Es sollen recht viele darunter leiden, weniger aus den ländlichen Gegenden, als zumeist aus Städten. Es scheint eine Krankheit der steigenden Kultur zu sein; sie mehrt sich von Jahr zu Jahr und erfaßt vor allem die Geistes-

arbeiter, nie aber die Landleute, die Bauern. Sie zeigt sich darin, daß die von ihr befallenen Menschen während der Zeit, da alles um sie her blüht, in beklemmende Atemnot geraten. Ich kannte eine heufieberfranke Frau, welche oft mitten in der Nacht den Arzt rufen mußte, daß er mit einer Dosis Cocain die furchtbaren Erstickungsnoxe lindere. Aber ein eigentliches Mittel, das sich in der Apotheke für mehr oder weniger Geld kaufen ließe, gibt es leider nicht für diese Unglückslichen. Sie haben darum einen Heufieberbund geschlossen, welcher alljährlich einen Teil seiner Vereinsmitglieder während der Blütemonate Mai und Juni auf der vegetationsleeren Felseninsel Helgoland sammelt oder auf einem Meerschiff ein paar Wochen herumführt; denn noch sicherer als in den Bergen von Andermatt oder auf den Felsen der Nordinsel bleiben die Kranken auf dem Wasser von ihren Beschwerden befreit. Eine Genesung gibt es nicht. Es heißt, daß Schnupfer niemals vom Heufieber befallen werden; ob man aber durch Schnupfen vom Leiden befreit werde, habe ich noch nicht erfahren können. Die Krankheitsursache liegt in einer nervösen Empfindlichkeit der Nasen-, Mund- und Luftröhrenschleimhäute; der Geruch von Blüten, bei manchem dieser Armen sogar der Geruch von Braten führt nun eine Schwellung herbei, sodass Atemnot eintritt.

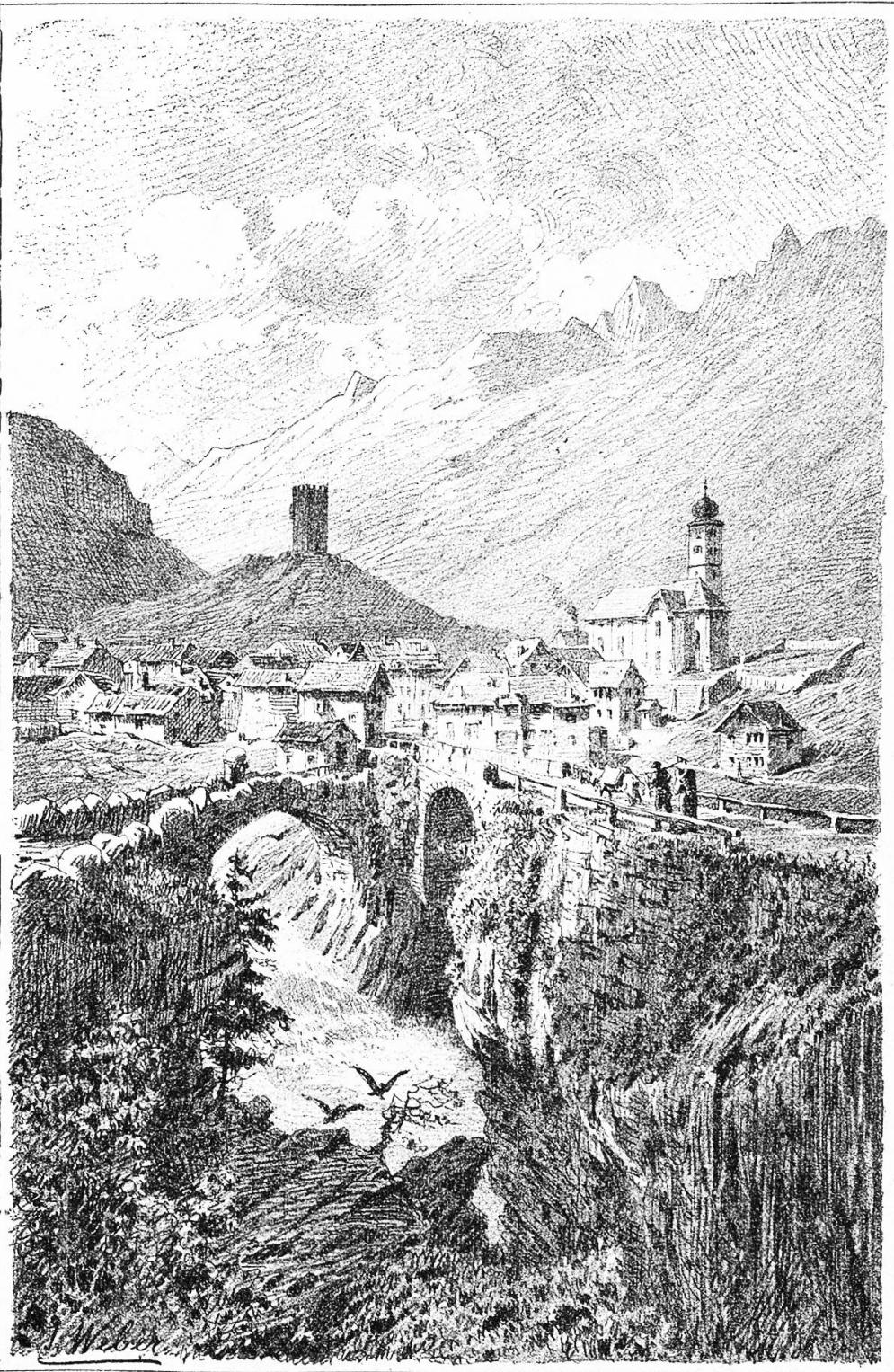
Daß ich nicht zu den Heufieberkranken gehörte, mochten die Leute von Andermatt bald merken. Es galt noch die Strecke nach Rehalp, 2 Stunden zu Fuß, am gleichen Abend zurückzulegen. Ich hatte Gepäck, nicht groß und nicht schwer, und doch schien es zu schwer für die 2 Stunden. Da liegt ja ein Knabe am Wege, wo er wahrscheinlich schon den ganzen Tag gelungert. „Bube, was muß ich dir geben, wenn du meine Sachen nach Realp trägst?“ „5 Franken“, war die Antwort. Wahrhaftig nicht weil uns die 5 Franken reuteten, sondern weil wir uns über die Unverschämtheit des Lungerers empörten, liehen wir, mein Reisebegleiter und ich einen starken Stock, hingen unser Reisegepäck daran, und walzten fröhlich über die grobkiesige Straße der schmutziggelben Reuß entlang bis nach Hospental. Aber sind wir da wirklich in der Schweiz? Hospental ist in der Tat eines der ärmlichsten, verwahrloisten Nester, die ich je im Schweizerland getroffen, und verwahrlost wie die Häuser, deren Treppen nur ein paar aufeinander geschichtete Feldsteine bilden, sind die Menschen, vor allem die Kinder, bei denen ein Kurzsichtiger schwer unterscheiden kann, wo die dunkle Hose unter dem Knie aufhört. Immerhin muß doch einmal ein Burgherr diesen Erdewinkel schön genug gefunden haben, daß er auf einem Felsklotz oberhalb des Dorfes seinen Sitz baute, davon heute noch die Ruinen in die Luft ragen. Nicht viel besser präsentiert sich das nächste Dorf Realp. Es ist einmal abgebrannt, und die Leute, statt neue Häuser zu bauen aus den Steinen, die ihnen der nahe Berg förmlich vor die Türe wälzt, pferchten sich in die vom Feuer verschont gebliebenen Wohnungen so eng zusammen, daß, wie man mir erzählte, oft 50 Personen unter ein und demselben Dache leben — fragen wir nur nicht „wie“. Nun, wir begreifen auch die Angst vor dem bauen neuer Häuser. Nur das Zentrum des Dorfes ist eigentlich vor Lawinen geschützt; was an der Peripherie liegt, ist der beständigen Gefahr ausgesetzt, im Frühling einen solch „hohen Besuch“ zu empfangen. Am Pfingstmontag war's, als eine mächtige Staublawine niedertobte, ein massiv gebautes Hotel an einer Ecke erfaßte und die südliche Mauer förmlich losriß, sodaß ich durch eine breite Spalte ins Haus hinein sehen konnte. Und bis zur Stunde hatte alle Kraft der Sonne nicht vermocht, die Berge von Lawinenschnee wegzu schmelzen; sie werden, wie die Leute sagen, bleiben bis tief in den Sommer hinein.

Jetzt begann meine eigentliche Winterfahrt. 5 Stunden geht's aufwärts langsam, mühsam, zumeist über Schnee, der oft manstief auf dem Wege liegt. Wo ich die Poststraße passiere, ragen da und dort die Häupter von Wehrsteinen hervor, sofern sie nicht vor Winters Einzug schon umgelegt worden waren aus Furcht vor Lawinen, welche auf ihrer Talfahrt solche Steine in ihren weichen Riesenleib drücken und auf Nimmerwiedersehen mit sich führen. Erst fesselt mein Auge die junge Reuß, einem leichtgeschürzten

Mägdlein vergleichbar, das kichernd über die Steine hüpfst und dann auf einmal, als wollte es den Wanderer necken, unter einer Schneedecke sich verbirgt und erst weiter unten wieder zum Vorschein kommt. Wie muß es noch wachsen, sich dehnen, bis es die stattliche Frau Reuß wird, als die es im Tale stolz dahinschreitet. Aber bald vermag das, was unter mir liegt, die Blicke nicht mehr zu fesseln. Denn mit jedem Schritt tritt deutlicher hervor die blendende Hochgebirgswelt, die man nicht beschreiben kann, die man erleben muß.

Nach Westen

die vielzackige Gotthardgruppe, überragt von dem Piz centrale. Es muß ein frischer Schnee gefallen sein; wie ein langes, wallendes Faltengewand aus weißem Atlas legt es sich um die Hörner und Rücken und Spitzen des Gotthard-Massivs. Rechts ragen die wilden Zinken der Furgahörner empor, nackt und kahl; ihre steilen Wände haben den Schnee nicht festhalten können. Aber mild grüßt darüber der Galenstock, wie der Gotthard in tadelloses Weiß gekleidet. Ich habe gehört, es hätten Leute beim Anblick der wunderbaren Erhabenheit der Berge gebetet, andere Tränen vergossen. Hier mag



Hospental.

so ein Stück Alpenland sein, hier zwischen den beiden Wächtern des Tales, dem Gotthard und dem Galenstock, wo man einfach überwältigt wird von dem Zauber; wo dem verstocktesten, kulturverwöhntesten Menschen noch ein „ah“ sich abringt; wo über das unverfälschte Naturkind ein Sturm der Begeisterung kommt; wo dem Dichter ein Lied sich auf die Lippen legt, daß die Verse nur so strömen; wo der Maler nach dem Pinsel greift, daß die Farben nur so über die Leinwand fliegen; wo dem religiösen Menschen ein Gebet sich abringt, weichern Gemütern vielleicht eine Träne — aber in solchem Fall ist auch die Träne ein Gebet.

Es war eben recht, daß das Furka-Hotel in Sicht kam; denn allmälich machte sich doch die Müdigkeit geltend, und müde Augen sehen nicht mehr gut. Müß war ich nicht wegen der 5 Stunden, aber das beständige Waten im Schnee hatte die ganze Reisekarewane etwas mitgenommen. Bis an die Knöchel sanken wir mit jedem Schritt ein; doch nur bei denen, deren Körpergewicht 75 Kilo überschritt. Ich kann also nichts dafür, daß ich jeweilen die tiefsten Löcher stampfte. Jedesmal hallte dann zur Warnung die Parole nach hinten: ein Loch, ein Loch! Die Extreme berührten sich, auch auf den Bergen. Plötzlich standen wir vor dem prächtigsten Frühlingsflor, der auf einem schneefreien Grasband in Form von gelben, weißen und rosafarbenen Berganemonen sich entfaltete. — Pflanzen, die heiläufig bemerkt, sonst nur noch in Sibirien und den Karpathen vorkommen. Mit ihren großen, weitgeöffneten Blütenglocken schienen sie den Frühling einzuläuten, 2436 Meter über Meer. Eben am Tag vorher hatten's die Realper auch geglaubt, daß es doch noch Frühling werde. Zwei Mägde waren mit einer italienischen Wurst und einem Laib Brot zum Hotel Furka hinaufgezogen. Unsere Reisegesellschaft, die erste hier oben in diesem Sommer (abgesehen von den beiden überspannten Velocipedisten, die tags zuvor nicht auf, sondern unter ihrem Rad hinüber wanderten), aß denn auch den ganzen Vorrat auf. Einer von den zwei Winterknechten, welche in der kalten Jahreszeit hier oben das Haus bewachten, derweilen Schuhe flickend für die Festungssoldaten, mußte schleunigst talwärts steigen, einen neuen Laib Brot und eine neue, ich sage nicht frisch e Wurst zu holen. Man nimmt es in den Bergen überhaupt nicht so genau. Wir tranken Tee. Wissen Sie, wie der bereitet wurde? In der Küche hatten die Mägde Schnee geschmolzen, das Wasser an irgend ein Kraut geschüttet, das mir zur Stunde noch unbekannt ist; aber es gab doch Farbe von sich und füllte die Kanne, die freilich so demoliert aussah, daß einer meinte, es sei jedenfalls eine Lawine darüber niedergegangen. Aber „auf der Alm da giebt's kei Sünd“, auch keine Sünde der Unsauberkeit. Nachdem wir die nasse Fußbekleidung gewechselt, die Schuhe an der Sonne getrocknet, gedachten wir des Rezeptes, man müsse die Natur erleben, wenn man ihr Bild nicht vergessen wolle. Karl Spitteler erzählte von einer wandernden Mädcheneschule, welche mit Tornistern und Bergstöcken bewaffnet, dem voranschreitenden Direktor auf den Bergpaß folgten; nur ein kleines Trüpplein blieb hinten, um einen jungen Lehrer geschart, den sie eifrig belauschten, wie er da ein Römächen anzettelte. Allein ob die Blicke der Mädchen auch die meiste Zeit nicht der Landschaft, sondern ihres Nächsten Angesicht galten, blieb ihnen doch die Umgebung tiefer eingegraben als dem achtsamsten Naturgucker. In einem ähnlichen Sinn erlebten denn auch wir die Furka, indem wir aus den herumliegenden Matrazen uns Lager zurecht betteten, zu einem sanften Schläfchen. Um 4 Uhr abend brachen wir auf. Wir mußten vorwärts. Betten zum Übernachten gab's hier oben noch nicht; die Wurst war, wie bemerkt, aufgegessen, und draußen überzog sich grau der Himmel. Wenn wir eingeschneit würden? kam uns plötzlich wie ein Schreck der Gedanke. Zwar blieb uns ein stiller Trost; ein Unteroffizier der benachbarten Festungswerke, des Forts Galenstock, hatte uns verraten, daß dort große Mengen Zwieback und Konserven aufgespeichert seien. Aber trotzdem ging es abwärts. „Es ist Abend, Lawinenzeit“ sagte uns der neue Führer, den wir gedungen; „aber es wird mit mir schon gehen, ich habe einmal 40 Damen über das viel schwierigere Nügelisgrätli geführt

und gut ist's gegangen; ich kenne die Berge, ich kenne jeden Schritt, ich kann leisten, was nur einer zu leisten vermag." Mit Verlaub, ich muß im Gedanken an diesen prahlerischen Führer den Satz umkehren: „auf der Alm giebt's doch a Sünd“, das Prahlen. Der Führer vom Vormittag sprach nie ein Wort von sich; wohl aber lobte er uns immer. Je langsamer wir gingen, um so freundlicher stellte er sich; „die Damen marschieren recht gut“ war sein oft wiederholter Satz. Ganz anders der Wegweiser beim Abstieg; er bestürmte uns beständig mit seinen Berichten über wahrscheinlich selbsterfundene Waghalsstücklein Anfangs widersprach ich, später sah ich ein, daß es hier auf pfadloser Höhe nicht wohl angehe, den Leu zu wecken, und begann ihn zu rühmen. Das schien denn auch seine Freundschaft zu gewinnen und nach 2½ Stunden landete er mich glücklich im obersten Dörfchen des Wallis, in Gletsch, im Hotel gleichen Namens. Der Abstieg war schwieriger als der Aufstieg; Der Schnee war weicher; ein leichter Sprühregen hatte das Seinige dazu beigetragen. Ich war kaum den halben Weg gegangen, als ich schon bis an die Knie durch und durch naß war.
(Schluß folgt.)

Totentanz.

Von Paul Ilg.

Wie komm ich in den Saal hinein?
Es tanzen hunderd Paare.

Ich wollte doch alleine sein — ?

Mein Schatz liegt auf der Bahre.

O Lichterglanz und Geigenklang!
Es war so kalt im Freien,
Ich ging und ging — wer weiß wie lang —
Dann sing's wohl an zu schneien. —

Und jetzt der Taumel um mich her,
Das lustdurchdrungne Schwelgen,
Die Lust von Wohlgerüchen schwer — —
So liebte sie das Leben.

Was steht nun alle wie gebannt?
Man starrt mich an mit Schweigen.
Habt ihr denn meine Braut gekannt,
Als sie noch kam zum Reigen, —

Wie wird mir doch? Es wankt die Wand,
Es klingen sel'ge Weisen — —
Das Liebchen weilt im Totenland —
Lebt wohl, ich muß verreisen.

Die Blasse — mit dem roten Haar,
In hellgewirkter Seide,
So jung, so schön, so unnahbar
Und schlank wie eine Weide?

Die Seele voller Überschwang
Und dennoch keuschi verschlossen — — ?
Seht, all das hab ich mondelang
Als wie im Rausch genossen.

Was steht ihr noch? Die Musik schweigt?
Der Saal wird hell und heller —
O Mädchen tanzt, o Geiger geigt,
Das Herz schlägt schnell und schneller —
Tanzt, singt und küßt euch, was ihr könnt,
Käz'l's Liebchen um die Hüste —
Es kommt ein Gott, der's euch nicht gönnt,
Und senkt's in kalte Grüste!

Alter Anfang.

(Mitgeteilt aus dem Toggenburg.)

Unsere Zeit röhmt sich ihrer Fortschritte gegenüber der älteren Vergangenheit und das nicht ohne Grund. Erstaunliches hat sie zu Tage gefördert, doch bis zur Stunde den Stein der Weisen noch nicht gefunden. Gar Vieles ist jetzt noch nicht, wie es sein könnte und sollte; dennoch kann mit großer Befriedigung konstatiert werden, daß im Laufe der